

(Nachdruck verboten.)

221

## Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Lange Zeit verging; Habrecht lag dahin, anfangs in wirren Fieberträumen, später in dumpfer Bewußtlosigkeit. Man hielt ihn für tot, legte ihn in den Sarg und trug ihn in die Leichenkammer. Dort erwachte er. — Seine Rückkehr ins Leben erregte nur Entsetzen, sich ihrer zu freuen, war niemand mehr da. Seinen Vater hatten Schrecken und Gram getötet, der schlief schon seit ein paar Tagen unter dem Friedhofsrasen, und lieber wäre der Wiedererstandene ihm ins Grab gefolgt, als daß er, ein gebrochener Mann, den Kampf mit dem Leben von neuem begonnen hätte. An eine Fortsetzung seiner Studien war nicht zu denken. — Habrecht bewarb sich um die Stelle, die sein Vater bekleidet hatte. Sie wurde ihm zuteil — zur Unzufriedenheit der Dorfbewohner.

„Daß einer, der drei Tage tot war, wieder lebendig wird, das ist, man mag es nehmen, wie man will, eine unheimliche Sache. Wo hat sich seine Seele aufgehalten während dieser drei Tage? Aus welchem grauenhaften Bereich kommt sie zurück? . . .“ sagten sie. Die seltsamsten Gerüchte begannen sich zu verbreiten, das Märchen von dem Blick, den der Schulmeister in die Hölle getan, entstand. Und er ließ es gelten. Er war ein armer, zugrunde gerichteter Mensch, der gefürchtet hatte, sich kaum bei den Schulkindern in Respekt setzen zu können, und dem es schmeichelte, als er nun bemerkte, daß er sogar den Erwachsenen Scheu einflößte, und daß nicht leicht jemand ihm zuwider zu sprechen oder zu handeln wagte. Seinen edlen Ehrgeiz zu befriedigen, war ihm die Möglichkeit genommen, ein falscher Ehrgeiz bemächtigte sich seiner, und er ergriff zu dessen Sättigung unlautere Mittel. Er nährte den Wahn, den zu bekämpfen seine Pflicht gewesen wäre, er, ein Lehrer, ein Verbreiter der Wahrheit auf Erden, ein Streiter wider den Irrtum, er unterstützte die Lüge, die Dummheit — den Feind. Er war ein stiller Verräter an der eigenen Sache, erhielt das Vorurteil aufrecht, weil seine Eitelkeit dabei ihre Rechnung fand.

Der Pfarrer, der ihn durchschaute, rügte sein Tun, sein eigenes Gewissen warf ihm das Unrecht vor. Er beschloß, es nicht mehr zu begehen, er faßte den Vorsatz und dachte, er sei leicht auszuführen.

Indessen — siehe da! was mußte er erkennen? Der Wahn, den er früher unterstützt hatte und nun austilgen wollte, war nicht mehr auszulösen. Nicht in kurzer, nicht in langer Zeit, nicht mit kleiner und nicht mit großer Mühe. . .

„Ich habe dem Unverstand das Hölzchen hingeworfen,“ rief er aus, „und er hat eine Keule daraus gemacht, mit der er mich drißt. . . Ich habe mit Schlangen gespielt, und wie ich einsehe, daß ich Frevel treibe und aufhören will, ist's zu spät, und ich bin unrettbar umringelt.“

Von peinlicher Unruhe gejagt, begann er seine gewohnten Wanderungen durch das Zimmer.

„Wär ich doch ein aufrichtiger Verbrecher, ein Mörder meinertwegen — ein ehrlicher Mörder und nicht die verlogene Kreatur, die ich bin. . . bin! denn man wird's nicht los. Die Falschheit hat sich hineingefressen in den Menschen und regiert ihn gegen seinen Willen. Das ist fürchterlich, wahr sein wollen und nicht mehr können.“

Er blieb vor Babel stehen, packte ihn an beiden Armen und rüttelte ihn: „Du wirst es auch erfahren, wenn Du Dich nicht änderst. . . Wendere Dich, Du kannst es noch.“

„Was soll ich tun?“ fragte Babel.

„Nicht lügen, nichts von Dir aussagen, was Du nicht für wahr hältst, im Guten nicht, denn das ist niederträchtig, im Bösen nicht, denn das ist dumm. Du machst Dich zum Knecht eines jeden, den Du belügst, und wäre er zehnmal schlechter und geringer als Du. Ich weiß, was Du willst, Dich trotzig zeigen, Scheu einflößen. . . Warte nur, bis der Tag der Umkehr kommt, — er kommt bei Dir, er bricht schon an, — warte nur, wenn Du einmal Grauen empfinden wirst vor Dir selbst.“

„Herr Lehrer,“ unterbrach ihn Babel, „seien Sie ruhig, es klopft jemand.“

Habrecht fuhr zusammen. „Klopft? — was? — wer? . . . Ah — — Hochwürden! . . .“

Der Geistliche war eingetreten. „Ich habe dreimal geklopft,“ sagte er, „aber Sie haben nicht gehört, Sie haben so laut gesprochen.“ Seine klugen, scharfen Augen richteten sich prüfend auf den durch sein unerwartetes Erscheinen in Bestürzung versetzten Lehrer.

„O Hochwürden, wie schön . . . ist's gefällig? — einen Sessel. . . Babel, einen Sessel,“ stammelte Habrecht und eilte zum Tisch, an den er die zitternden Beine lehnte und über den er wie beschützend die gerundeten Arme erhob. Mit einer selbstverräterischen Ungeschicklichkeit, die ihresgleichen suchte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Priesters auf das, was er ihr um jeden Preis hätte entziehen mögen, auf das offen daliegende Buch.

Der Pfarrer trat heran, schlug, bevor Habrecht es hindern konnte, das Titelblatt auf, und las mit Schrecken, mit Abscheu, mit Gram: „Titi Lucretii Cari: De rerum natura.“

Er zog die Hand zurück, rieb sie heftig am Rocke ab und rief: „Lucrez; . . . O, Herr Lehrer — O! . . .“

Und Habrecht, ringend in Seelenqual, sammelte sich mühsam, langsam — zu einer Lüge. „Zufall“, stotterte er, „zufällig übrig geblieben das Büchlein, aus der Zeit der philologischen Studien. . . zufällig jetzt zum Vorschein gekommen.“

„Wünsche es, hoffe es, müßte Sie sonst bedauern,“ entgegnete der Geistliche, der ihn nicht aus dem Vann seines Blickes ließ.

„Und Sie hätten Recht, der Sie einen Himmel haben und ihn jedem verheißen können, der da kommt, sich bei Ihnen Trost zu holen,“ brach Habrecht aus.

Als der Pfarrer ihn verlassen hatte, nahm er den zerlesenen Band, liebte ihn wie etwas Lebendiges und barg ihn an seiner Brust — seinen mit stets erneuter Wonne genossenen, stets verleugneten Freund.

12.

Babel baute rüstig an seinem Hause fort, und es wurde fertig, allen Gemüthen zum Trost, die der Mutwille und die Bosheit erkennen, um dem Erbauer die Beendigung seines anspruchslosen Werkes zu erschweren. Da stand es nun, mit Moos und Stroh bedeckt, sehr niedrig und sehr schief. Aus den drei niedrigen Fenstern guckte die Armut heraus; doch wer unsichtbare Inschriften zu lesen verstand, der las über der schmalen Tür: Durch mich geht der Fleiß ein, der diese Armut besiegen wird. Vorläufig war die Schaluppe der Gegenstand des Spottes eines jeden, den sein Weg vorbeiführte. Babel ließ sich aber die Freude an seinem Häuschen nicht verderben, sondern ging wohlgenut an dessen innere Einrichtung. Er hatte einen Herd gebaut und einen bescheidenen Brettervorrat gekauft. Um diesen mit ihm durchzumustern, fand der Schullehrer sich ein. Sie hielten Beratung, drehten jedes Brett wohl zehnmal um und überlegten, wie es am besten zu verwenden wäre. Blödsinnig hob Babel den Kopf und horchte. Das Geräusch eines schweren Wagens, der die Anhöhe hinaufrollte, ließ sich vernehmen.

„Die Frau Baronin kommt,“ rief Babel, „sie hat mein Haus noch nicht gesehen; was wird die sagen, wenn sie sieht, daß ich ein Haus habe.“

In der Tat kannte die Baronin Babels Bauwerk noch nicht. Die Spazierfahrten der Dame lenkten sich regelmäßig nach einer anderen Richtung. Den schlechten, steilen Weg durch das Dorf kam sie nur einmal im Jahre gefahren, meistens zur Herbstzeit, wenn sie ihren alten pensionierten Förster im Jägerhause droben besuchte. Das war heute und wäre wohl öfters der Fall gewesen, ohne die Gründe, die Matthias, der Bediente, immer anzuführen wußte, um von dem Ausflug nach dem Jägerhaus abzuraten. Der Grund, der ihm alle diese Gründe lieferte, war der, daß er an der Gicht in den Beinen litt, ungern zu Fuß ging und recht gut wußte, daß es am Ende des Dorfes, wo die jähere Steigung begann, heißen würde: „Steig ab, Matthias, Du bist zu dick, die armen Pferde können Dich nicht schleppen.“



Als Pabel das Rachen des Wagens bemerkte, war Matthias soeben vom Bod herab befohlen worden, er schritt verdrießlich hinter der großen Kalesche einher, in der die Baronin ebenfalls verdrießlich saß. Sie ärgerte sich über den Budel, den ihr Kutscher machte, und schloß daraus auf einen Mangel an Respekt, indes dieser Budel nur die Folge der lastenden Jahre war. Die Gebieterin sagte leise vor sich hin: — „Daß die Leute heutzutage nicht mehr gerade sitzen können! Was das für eine Manier ist! . . . Eine rechte Schand, wenn sich einer gar nicht zusammennehmen kann! . . .“ Sie selbst saß steif wie eine Kerze und streckte sich so viel sie konnte, um mit gutem Beispiel voranzugehen, was freilich unter den gegebenen Umständen wenig nützte. Dabei blickte sie lebhaft und neugierig umher durch die große Brille, die sie bei ihren Ausfahrten aufzusetzen pflegte. Bei der Sandgrube angelangt, wurde sie die neue Hütte gewahr, die sich dort erhob, und rief:

„Matthias, wer hat denn da einen Stall gebaut? Was ist denn das für ein Stall?“

Matthias beschleunigte seine Schritte, nahm den Hut ab und antwortete: „Das ist eine Schaluppe.“

„Was der Laufend! wer hat sich denn die gebaut?“

Matthias lächelte verächtlich: „Die hat sich ja der Pabel gebaut, der Golub.“

„Gott bewahr einen! der baut Häuser?“

„Ja,“ fuhr Matthias fort und legte vertraulich die Hand auf den Wagenschlag, „für die Mutter, heißt's, daß die wo unterkriechen kann, wenn sie herauskommt aus dem Zuchthaus. Wird ein Raubnest werden; ist noch gut, daß es so frei steht und so weit draußen aus dem Dorf.“

Während dieses Gesprächs war die Equipage vor dem Hüttchen angelangt, von dem sie nur noch der Wegrain und der Raum trennte, auf dem Pabel seine Bretter ausgelegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Goldhals.

Von Hermann Löns.

Die Sonne verschwindet hinter dem Rande des Berges, die Krähen rudern hastig am roten Himmel hin, die Mistdrossel beendet ihr Abendlied und das Kotzschälchen schnurrt von dem dürren Zaden in sein Schlummerversteck.

Den lauten, lustigen Wesen des Tages folgen der Nacht heimliche, stille Geschöpfe. Aus dem faulen Laube schiebt sich der Salamander hervor, die Mäuselmaus rutscht durch das Gesträuch, die Spitzmaus schreilt im Krautwerk und die Fledermaus zickzack zwischen den Stämmen hin und her.

Wie der Kauz dreimal ruft, vernimmt der Wanderfalk, der auf der Platte der hohen, grauen Klippe schläft, ein leises Krachen unter sich. Er hält den Kopf schief, aber was er vernimmt, das ist ihm bekannt, und so zieht er den Kopf wieder ein, schließt die Augen und kümmert sich nicht um das, was unter ihm geschieht.

Fünf Ellen unter dem Falkenhorste läuft ein schmales Felsband an der Klippe entlang. Darauf huscht ein schwarzes Ding hin und her. Es ist lang und schmal wie ein Mal und schnell wie eine Ratter. Es huscht lautlos nach rechts, macht einen spielerischen Sprung, dreht eine Schleife, huscht nach links, tut wieder einen Sprung gegen die Wand und treibt dieses Spiel wohl eine Viertelstunde lang.

Dann wird aus der schwarzen Schlange ein dunkler Knäuel, der sich einen Augenblick ruhig verhält, dann zu einem schwarzen Pfahl emporwächst, der sich in seltsamer Weise dreht und krümmt, windet und biegt, so daß die beiden grünlichen Punkte bald rechts oder links, bald oben oder unten schimmern, und wird wieder zu einer schwarzen Schlange, die bald kriechend, jetzt kletternd, nun hüpfend von Bude zu Bude, von Vorsprung zu Vorsprung eilt und endlich oben auf der Platte der Klippe auftaucht.

Da sitzt er im Lichte des halben Mondes, er, Goldhals, der stärkste Edelmarder des Berges, der Schleicher und Schweifer, der Meister aller Künste, der Schreden der Friedfertigen und Frommen, sitzt da in seiner ganzen braunseidenen Schönheit zwischen den blauen Bloden der Akelei und den weißen Sternen der Lichtnelke und tut, was er hier immer tut, er löst sich.

Dann ledert er höhnisch, denn er weiß, Schnapp Krähentob, der Wanderfalk, ärgert sich blau und blaß, wenn er morgens auf seinem Luginsland die frische Lösung findet. Goldhals beschneppert die Reste einer Krähle, die neben den Blumen liegen, dreht sie hin und her und süßt sie schließlich über den Rand der Klippe, daß sie rauschend in das Fallaub fallen. Dann überspringt er den tiefen Spalt zwischen der Zwillingenklippe, erreicht mit einem mächtigen Saße den tiefen Ast der Krüppelrinde, Holz in ihr weitr bis zu der ersten Buche und fährt an ihrem Stamm herab.

Tapp, tapp, tapp geht es dann den Dohntenstieg entlang. Bei jeder Dohne macht er halt, aber jedesmal schnürt er mißmutig weiter. Endlich fällt ihm ein, wie gestern und vorgestern auch, daß um die Zeit, wenn der Bärenlauch stinkt, weder rote Beeren noch bunte Vögel in den Dohnen wachsen, er verläßt den Dohntenstieg und schlägt den Büschelpfad ein. Raschelt es da nicht? Goldhals wird zum Pfahl. Richtig, dort, halblinks. Ein Saß, ein Quietschen, und eine fette Mäuselmaus ist geliefert.

„Spaß muß sein,“ denkt Goldhals, und läßt sie los, saßt aber sofort zu, ehe sie in ihr Loch kann. Siebenmal läßt er sie springen, siebenmal paßt er sie wieder, beim achtenmal quiekt sie nicht mehr. „Is doch was, sagt Schnabel, und brät sich 'ne Mäusel,“ meint Goldhals, als er die Maus binnen hat, und schleicht den Büschelpfad weiter. Da raschelt es wieder. Hops, er hat es, aber „psui Spinne!“, ein Salamander. Er niest und prustet und reißt den Fang im taunassen Moose, denn das ist ja noch schlimmer, als das Stück gepfefferte Wurst, das er im Januar vor Heißhunger herunterwürgen mußte. Schnell ein Mailäfer hinterher, dessen öliger Geschmack nimmt das Beißen fort!

Da ist die Kröte, die wird aus alter Gewohnheit erst abgesehen. Aber nur deswegen, denn im Mai, da mag Goldhals keine trockene Wurstpelle und harte Käferrinde. Ein kleines Andenten mitten auf dem Tisch, das wird den Förster ebenso freuen, wie den Wanderfalken. Halt, da ist ja schon jemand! Goldhals macht von der Kröte aus einen langen Hals. Ach so, Sie sind es! Ein kleines graues Geschöpf sitzt dort und knabbert an einem Brotrest, den es in den Pföfchen hält. Schon hat der Marder es am Bickel. Einmal noch quiekt der Bickel und zuckt mit der buschigen Rute, dann läßt er alle Viere hängen.

„Ein bißchen wenig daran,“ denkt Goldhals, als er den armen Siebenschläfer verspeist, „im Oktober sind sie fetter.“ Dreiviertel davon läßt er auf dem Tische liegen und legt seine Visitenkarte daneben, dann verschwindet er in den Pflanzgarten. Dort ist nichts, nicht einmal eine Maus, nur eine Kröte, die ihn mit entzündeten Augen böshast ansieht. Goldhals schüttelt sich vor Ekel und huscht weiter, den Holzweg entlang, den Gang herab, an dem Vorn vorbei, in dessen Staubdecken die Unken läuten, in den Schälwald hinein und hinaus, bis an den Bach. Dort gibt es immer etwas: junge Wasseramseln oder Bergbachstelzen, einmal sogar sechs junge Eisvögel auf einmal, fett wie Schnecken; ein anderesmal erwischt er eine zweifündige Forelle, die nach einem Mailäfer aufging, auch fette Reitmäuse lebten dort, und wintertags gab es dort Schlehen und Hagebutten. Heute gab es gar nichts als Unannehmlichkeiten. Der Waldkauz wurde unverschämt. Er hatte seine drei quappenfetten Jungen in der Ecke sitzen und stieß in einem fort knappend und fauchend nach ihm, bis er geärgert in den Wald zurückkehrte.

„Gibt es unten nichts, gibt es oben vielleicht etwas,“ dachte Goldhals und huschte an einer Ecke empor. Dort saßen drei Eichelhäfen. Im ersten war nichts, im zweiten dasselbe und im dritten ebensoviel. „Wenn es so verbleibt,“ dachte Goldhals, „dann laun ich Mailäfer fangen,“ und während holzte er von einer Ecke zur anderen. Halt, da riecht es ja nach Specht! Hinein mit der Nase in das Loch. Autsch, da hat er eins drauf. Mutter Spechten versteht keinen Spaß. Als er sich verdukt die Nase reißt, faust sie an ihm vorbei. Hops, jawohl, das ging daneben. Aber die Jungen! Ach ja, der Specht ist auch nicht so dumm, er macht das Loch nicht so groß, daß ein Marder hinein kann.

„Wenn nicht, denn nicht,“ faucht der und Holzst weiter. Sieht da nicht ein Taubenest? Ja, da sitzt ein Taubenest! Taubeneier schmecken fein, junge Tauben noch viel feiner; natürlich nur, wenn man sie hat. Das ist diesesmal nicht der Fall. Klapp, klapp, da geht die Taube ab mit dem Eiern, die sie erst legen will. „Na, dann ein andermal!“ trölet sich Goldhals, aber davon wird er auch nicht satt. Aber da fällt ihm etwas ein. Richtig, daß er daran nicht früher gedacht hat. In der alten Weilerichte am Bullerborn schlafen ja immer die hagestolzen Ringeläuber. Mehr wie einmal hat er sich einen von ihnen dort gelangt. Darum schnell den Stamm herab, in die Klippen hinein, die Schlucht hinab und hinauf, am Steinbruch vorbei, in dem das Kränzen sitzt und gräßliche Gesichter schneidet, weil das Mailäfergewölle, das es herausgewürgt, ihm heftig im Halse kratzt, den Büschelpfad unter dem Gange entlang, rechts ab nach dem Erdsfall hin, in dem Murrejahn Grämlich, der Dachs, nach Untermaß sticht, am Steinkreuz vorbei, wo man den Förster erschossen fand, zum zweiten Erdsfall, in dem die Geburtshelferkröten ihr Glodenspiel rühren, vorüber an der Schuhhütte, an den beiden Grenzsteinen, am Wegweiser, auf dem die Öhrnteile sitzt und so kläglich unklug, als habe sie Leibweh, und dann ist er da.

Da steht sie, die von allen vier Binden zerzauste alte Fichte, und läßt ihre zerrupften Zweige hängen. Goldhals schnüffelt um ihren Stamm herum: Taubenfedern mit frischer Bitterung, frisches Gestülber, die Sache ist richtig! Aber nun Vorsicht, daß die schlafenden Bauchredner nicht aufwachen! Langsam erklimmt er den Stamm, springt von Aststumpf zu Aststumpf mit sicherem Saß, Holz den ersten Ast entlang, vermeidet geschickt das dürre Gezwig, gewinnt den zweiten Ast, den dritten, vierten, fünften, hält inne, zieht sich auf den nächsten Zweig, saßt den folgenden, schleicht darauf entlang und hängt sich an den Stamm.



Der Fall muß überlegt werden. Da sind sie; der Mondschein macht sie kenntlich. Aber rund herum spreizt sich dürres Gezweig. Goldhals überlegt; heranschleichen geht nicht, denn einige sind schon erwacht; er hört, wie sie sich schütteln, und einer hat sich eben überstellt. Da bleibt nichts weiter übrig, als fest darauf zugehen; also den Rücken krumm, die Schultern hoch, ein Saß, das Durchholz bricht, noch einer, Rindenschuppen prasseln, und jetzt der letzte Sprung, und da poltern die Täuber ab und Goldhals sitzt da, starrt ihnen mit den grünshimmernden Sehern nach und hört ihrer Fittiche klingenden Schlag verhallen. Der halbe Mond aber grinst spöttlich auf ihn herab.

Goldhals rutscht in einer Schraubenlinie den Stamm hinab. Während ist er nicht mehr, aber genickt. Er schleicht zum Kleestück, aber die Mäuse sind seit dem Märzregen selten geworden. Er sucht die Raine entlang, aber Ammer und Verge haben dort nicht gebaut. Ueberall riecht es nach Gas und Guhn, aber antreffen tut er nichts. So würgt er misshütig einen Maikäfer nach dem anderen herab und hofft, daß ihm der Morgen besseres bringe.

Schon stölet die erste Drossel im Berg, schon steigt die erste Lerche. Der Kauz hört auf zu rufen, die Unten stellen ihr Läuten ein, und immer noch sucht Goldhals im taufeuchten Felde, die Wasserfurchen entlangschleichend, die Koppelwege hinauf- und hinabhuschend; aber kein Hummelnest findet er, keinen bewohnten Hamstierbau, kein Hühnergelege, kein Jungbäschchen. Und wenn ihm der Magen auch schief hängt, es wird Zeit, an den Heimweg zu denken. „Der Tag ist keines Marders Freund,“ das hat die Mutter ihn gelehrt.

Dreihundert Schritte vor dem Walde stutzt er und richtet sich auf: Der graue Pfahl dort vor ihm bewegte sich doch? Und daneben, die zwei braunen Dinger, erst recht! Und jetzt trägt der Wind ihm die bösen Bitterungen zu, die die Mutter ihn meiden hieß, die Bitterung von Mensch und Hund.

Mit einem Riesensatz ist er im nassen Alee. Höchste Zeit, denn da hört er es zischen, flüstern: „Du saß!“ und hinter ihm her leucht es. Schnell in den Brombeerbusch, wo er am dicksten ist. Aber die Hunde achten der Dornen nicht. Heraus und in den Wasserdurchschlag! Aber auch dahinein folgen ihm die Dedel. Und über der Erde poltert es. Schnell aus dem anderen Ende heraus, aber das geht nicht, ein schwarzes, nach Hund riechendes Ding rast darin.

Da fährt Goldhals herum und will den Hund überrollen! Der aber saßt zu, jault auf, denn scharfe Fänge griffen um seine Befzen, aber jetzt fühlt Goldhals sich vom andern Dedel am goldenen Halsfleck gepackt und heraus geht die Balgerei aus dem Durckloch; drauhen greift der erste Dedel ihn am Hinterteil, und so wird Goldhals langgezerrt; zwei auf einen, das ist auch zuviel, und nun weiß er, daß es aus ist mit Freijagd in Berg und Busch und Minnefahrt über Stod und Stein. Noch einmal, ehe sein Bewußtsein erlischt, fällt der Mutter Warnung ihm ein: „Der Tag ist keines Marders Freund, die Nacht ist gut und lieb.“

## Zum 70. Geburtstage Ernst Ziels.

Ihr Trügigen und ihr Freien,  
Stets locht ich in euren Reihen;  
Denn Stolz und Freimut der Seelen,  
Iß leb in diesen Zweien.

So durfte Ernst Ziel mit Recht von sich sagen, wenn er die Summe seines Denkens und Dichtens zog. Er gehört in der unabschbaren Schar deutscher Poeten zum auserlesenen Häuflein derer, die allzeit unerhöden für geistigen und sozialen Fortschritt, für Menschenrechte und Volksfreiheit gestritten. Als entschiedener Sänger demokratischer Ideale hat er vollen Anspruch auf Beachtung auch in unseren Reihen.

So beweglich, immer lampferglüht sein inneres Leben, so ruhig und gleichsam aller Stürme bor, ist die Kurve seines äußeren Lebens verlaufen. Als Sohn eines Senators zu Rostock am 5. Mai 1841 geboren, widmete sich Ziel dem Studium der Geschichte und Literatur. In Berlin trat er jung, fröhlich, wissensdurstig und mit viel „schönen“ Gedichten im Ranzen, alsbald in persönlichen Verkehr mit den „Tunneletern“. Die offizielle Bezeichnung „Tunnel“ führte nämlich der durch Moritz Sappir gegründete „Literarische Sonntagsverein“, der nimmehr in den bescheidenen Räumen des „Café Welvedere“ seine erdglühen Sigungen abhielt. Durch ihr kritisches Fegefeuer sind eine Reihe von Dichtungen nachmals berühmter Autoren gegangen, bevor sie drauhen in der großen Welt die Köpfe beschäftigten und die Herzen gefangen nahmen. Und hier empfing denn auch der junge Lyriker seine Weibe.

Später ging Ziel nach Leipzig, wo er elf Jahre hindurch in redaktioneller Tätigkeit verbrachte. Seit 1883 ist er in Cannstatt bei Stuttgart ansässig. Dieser Aufenthalt blieb natürlich nicht ohne wohlthuende Einflüsse auf sein Schaffen. Materieell unabhängig, mochte seinem Naturell, das laut eigenem Geständnis „kein Talent, zu befehlen und keins, sich befehlen zu lassen“ verspürte, die ungebundene Freiheit bah behagen. In politischer Beziehung bekannte er sich zur „Säbdeutschen Volkspartei“, die um jene Zeit allerdings noch als Trägerin christlichen demokratischen Bewußtseins gelten konnte. Aber dieser in seiner Entwicklung stagnierende Parteigeist vermochte

ihm dauernd schwerlich mehr zu sagen, als was er nicht schon wußte; denn seine Anschauung griff weit darüber hinaus — ins Reich beglückender Weltgedanken. Abhold „des Marthes Geze“ zog er sich in sich selbst zurück, um aller Dinge Lauf zu beobachten und seinen dichterischen Eingebungen zu folgen.

Diesen jedoch nicht ausschließlich und allein. Es kommen gründliche literarische Studien hinzu, von denen er jahrelang gefesselt wird. Ernst Ziel kennen, heißt seine „Literarischen Reliefs“ kennen, die zwischen 1885—1895 entstanden und in vier Bänden erschienen sind. Dreißig Dichterporträts aus der nachklassischen Periode stehen da energisch herausgemeißelt und fein ziseliert beisammen; jedes in seiner Art ein Meisterstück sorgsam abwägenden Urteils und höchst geistvoller Darstellung in funkelndem Sprachgewande. Dann noch ein wichtiges Charaktermerkmal. Indem Ziel des Öfteren auf vormalige und revolutionäre Poeten wie Hartmann, Freiligrath, Meißner, Pfau zurückgreift, bekennet er sich unumwunden zu der Kämpfermission, die jeder wahrhafte Dichter in seiner Zeit zu erfüllen habe. Zwischenhinein besorgte er die Herausgabe sämtlicher Dramen Albert Dullks (in drei Bänden bei F. G. W. Dieß, Stuttgart 1893, erschienen), sowie später (1898) der „Ausgewählten Gedichte“ von Ludwig Pfau; nicht zu gedenken zahlreicher die Gegenwartsdichtung behandelnder Aufsätze.

Unter all dieser Betätigung hatte seine Muse aber keineswegs geseiert. Im Gegenteil: sie war allen brennenden Fragen der modernen Menschheit nur noch näher gerückt. Mit geschärftem Auge und kriegerisch gerüstet stand sie auf der Tempelschwelle des neuen Jahrhunderts. So begegneten wir Ernst Ziel seit Beginn der neunziger Jahre in M. G. Conrads Zeitschrift „Die Gesellschaft“. Ueber zarte Gefühlsliryl und philosophische Reflexionspoesie hinwegschreitend, ist er zum Satiriker erstarkt, der alles Verrottete im bürgerlichen Klassenstaat zu einem Scheiterhaufen aufschichtet, um ihn mit glühenden Pfeilen zu entzünden. Ein entschiedener demokratischer Geist schaffte da am Werke. In ihm vereinigen sich eben Talent und Charakter. Er ist nicht bloß Dichter; er ist auch ein auf seine Zeit geschärfster Denker; daher eine durch und durch moderne Persönlichkeit.

Nediglich vom literarischen Standpunkt aus gesehen, fällt eine gewisse Begrenzung auf, in der sich Ernst Ziels Begabung bewegt. Er hat weder um den Lorbeer des Dramatikers noch des Romanischreibers gerungen. In jüngeren Jahren versuchte er sich allerdings einige Male auf novellistischem Gebiet; aber es blieb bei unbedeutenden Ansätzen. Ziel rettete später den epischen Kern, das Selbsterlebnis sozusagen, in die Idylle hinüber und verlieh ihm nimmehr die seiner Natur entsprechende Ausgestaltung im versprachlichen Gewande. Eine seiner prächtigen Strandidyllen „Zwischen Feld und Klippen“ ist beispielsweise der Extrakt aus einer gleichnamigen Profanovelle. Ziels Stärke wurzelt eben in der Lyrik; nur im Gedicht vermochte er sich auszusprechen. Gleichwohl läßt er auch auf dieser seiner ureigensten Domäne eine ins Uferlose gehende Produktion vermissen. Nichts anderes jedoch als ein überaus zartes Keuschheitsempfinden bewog ihn oft genug, sein Inneres vor der Welt zu verschließen. So erklärt es sich denn, warum Ziel während einer fast dreißigjährigen Schaffensperiode nur mit zwei Sammlungen vor die Öffentlichkeit getreten ist.

Aus ihnen gab er dann eine sorgsam gestiebte Auslese unter dem Titel: „Ausgewählte Gedichte“ (Stuttgart 1901).

So geräuschlos, so ohne alle Präntension dies Buch damals gegangen kam, so nachhaltig ist die Wirkung, die von seinem Inhalt ausströmt. Edler Wein in kristallener Schale kredenzt! Der scheinbar engen Umgrenzung nach außen hin entspricht eine in das eigene Wesen hinabtauchende Konzentration aller geistigen und künstlerischen Kräfte, eine lichtvolle Tiefe und Weite — ein vielstimmiges Orchester voll reinsten Formenadels und strophischen Klangs. Ziel versift über eine verblüffende Technik der Verssprache. Deutsche, italienische, griechische, selbst arabische Rhythmen beherrscht er mit souveräner Meisterhaftigkeit.

Das naive Element sangbarer Liedmäßigkeit ist seiner Begabung weniger gegeben. Verückende Sinnlichkeit, erotische Lyrik wagen sich seltener und dann nur schwächern hervor. Aber welche Gemütswärme, welche schönheitsgättige Stimmung durchzittert die „Lieder vom Strande“ — ich setze hinzu: vom Ostseegegestade! Es schwingt da noch ein gewisses Etwas hinein, das ich Heimat auch nennen möchte. Eins der musikalischsten, mit einem die elegische Stimmung festhaltenden Rehrhein hebt an:

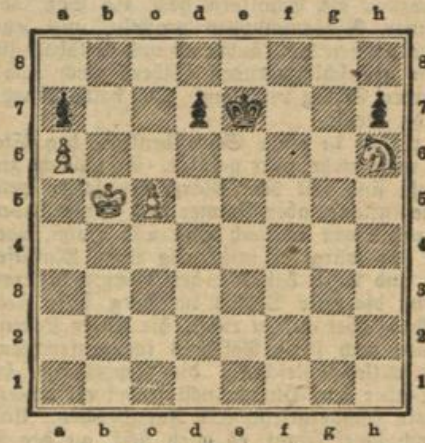
Es dunkelt der Abend am Meer;  
Grau kommen die Rebel gezogen.  
Was lange schon wandert nicht mehr,  
Kommt wandernd daher —  
Am Meere, am Meer  
Erwacht mit den brandenden Wogen,  
Was lange schon wandert nicht mehr.

Noch charakteristischer für Ziels ausgeprägten Natur und Schönheitsinn erkennen wir die unter der Rubrik „Südlandsklänge“ zusammengefaßten „Dreiklang aus der Schweiz“, speziell die „Lieder von der Riviera“. Wo Ziel Etwas gibt, wie in den „Idyllen“, strömt er all seine Freude am stillen Menschenglück hinein. Sicherer Griff, knappe springende Dramatik bekunden die „Bilder und Gestalten“, die „Balladen und Romane“. Mit Borliebe gießt Ziel seine Hymnenstoffe in das Gefäß freier Rhythmen und Stanzen. Ihm eignet überhaupt die große Linie, das im Purpurmantel



# Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.  
E. Carpenter.



Weiß zieht und gewinnt.

**Lösung.** (29. April. Wehling, Weiß: Kf4; BB f6, e6 Schwarz Ke8; BB c7, d4. Weiß zieht und gewinnt.) 1. Kf4—f3! Weiß muß sein Zugrecht (Tempo) los werden. Der Grund hierfür ist aus dem vierten Zuge der Hauptvariante in Verbindung mit folgendem ersichtlich: 1. Ke4?, c5; 2. Kd3, Kd8; 3. e7, Ke8! (Kd7? verliert); 4. Ko4, Kd7! und das Spiel bleibt Remis, weil Weiß am Zuge ist und den feindlichen König vom günstigen Felde nicht abdrängen kann. (Man merke sich diese Stellung, um sie mit der nach dem fünften Zuge von Weiß in der Hauptvariante zu vergleichen.) 1. . . . . e7—c5 (falls 1. . . . . e6, so 2. Kf4, c5; 3. Ke4 ic. mit derselben Fortsetzung wie in der Hauptvariante. Oder 1. . . . . Kd8; 2. Ke4, c5; 3. Kd3, Ke8 und es kommt zur Stellung der Hauptvariante); 2. Kf3—e4, Ke8—d8 (f8); 3. Ke4—d3, Kd8—e8; 4. e6—e7! (Ko4? macht nur Remis); 4. . . . . Ke8—d7 (Kf7 ändert nicht die Fortsetzung); 5. Kd3—e4. Nun ist die Stellung nach dem vierten Zuge von Schwarz in der oben zitierten Verführungsvariante erreicht. Jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß nunmehr Schwarz (und nicht Weiß, wie früher) am Zuge ist. In der Verführungsvariante hatte Weiß kein Mittel, um in diesem entscheidenden (!) Momente den feindlichen König vom günstigen Felde d7 abzurängen. Jetzt aber (in der Hauptvariante) braucht Weiß kein Mittel dazu, denn der schwarze König muß von selbst unter dem Druck des Zugzwanges das Feld d7 verlassen! Es folgt: 5. . . . . Kd7—e8; 6. Ko4×c5! (6. Ko4, Kd7! ic.); 6. . . . . d4—d3 (Muß! Sonst wird der Bauer genommen); 7. Ke5—d6!, d3—d2 (7. . . . . Kf7; 8. Kd7 nebst d8d+ ic.); 8. Kd6—e6, d2—d1D; 9. f6—f7+.

Man sieht, daß in dieser schönen Studie, die trotz ihrer einfachen Konstruktion bedeutende Feinheiten und Schwierigkeiten enthält, der Fall illustriert wird, wo das Zugrecht („Tempo“) dem Besitzer zur Last fällt. Es ist nun allerdings richtig, daß im Schach das „Zugrecht“ gleichzeitig auch eine „Zugpflicht“ ist, und daß demnach diese Pflicht unter Umständen auch lästig werden kann. Jedoch die „Umstände“, unter denen der Fall vorkommt, treten eben nur (!) im Endspiel ein, weil nur in dieser Partiephase die miteinander ringenden Kräfte (das Material) so reduziert sind, daß sie auf einem ganz beschränkten Teil des Terrains (Brett) im entscheidenden Moment in eine derartige Spannung des gegenseitigen Gleichgewichts geraten können, daß jede momentane Störung dieses Gleichgewichts die Entscheidung auf dem reduzierten Terrain herbeiführt. Im obigen Endspiel von Wehling ist die kritische Stellung, wie wir sahen, folgende: Weiß — Ko4; BB e7, f6. Schwarz — Kd7; BB e5, d4. Die Kraft der Bauern ist hier einstweilen latent und kann nur mit Hilfe der beiden Könige zur Wegegungsfreiheit gelangen. Der Kampf ist also einstweilen nur auf den zwischen den beiden Königen gegen einander reduziert. Es handelt sich für Weiß um den Zutritt zum Felde d6 (bezw. e6), das jedoch vom schwarzen König beherrscht wird. Das äußerst reduzierte Material läßt keine direkte Erzwingung des entscheidenden Terrain-Teiles d6 zu. Es ist klar, daß bei dieser äußersten Spannung der winzigen Streitkräfte die Pflicht, die Beherrschung des entscheidenden Feldes d6 (e6) aufzugeben, un-reparierbaren Nachteil bedeuten kann.

Die übliche, symmetrische Anfangsstellung der Steine ist aber kein Endspiel! Die beiderseitigen Kräfte sind zahlreich, entscheidende Punkte des Terrains gibt es noch keine, weil die Beherrschung des Terrains in der Anfangsstellung ganz gleichmäßig verteilt ist. Hier ist die Entstehung einer Spannung des Gleichgewichts, deren Störung irreparabel wäre, ganz ausgeschlossen! Deshalb kann hier die „Zugpflicht“ mindestens kein entscheidender Nachteil sein. Daß aber das „Zugrecht“ einen handgreiflichen Vorteil wenigstens im Sinne der Initiative und des Angriffs gewährt, beweist zur Genüge die Praxis.

poetischer Gedanken einherrauschende edle Pathos eines Schiller oder Leopardi. Die philosophische Reflexion hat fast immer Schwergewicht; diesem feinen Geiste liegt jede Trivialität fern. Ziel ist Dichter-Denker.

Doch weil er von Haus aus Christ und zugleich ein mit politischem Späherblick auf seine Zeit hinschauender Denker war, so mußten sich auch in allen seinen dichterischen Niederschlägen die Grundfesten seines Wesens deutlich offenbaren. Es sind: Mannesstolz, Freiheitsmut, Rechtlichkeit und Menschenliebe. Nur weil Ziel so geartet war, konnte, durfte er den Künstler, den Dichter seiner hohen Pflicht gemahnen: stets Prophet und Kämpfer zu sein. Unbeugfamen Charakterstolz setzt er dem „Knechtsinn im Rock des Bürgers, wie im Kalare“ entgegen und verwünscht „So schmeichelnde Duder — Wie speichelnde Muder — So wulstige Väcklinge — Wie schwulstige Heuchlinge — So pfliffige Müdlingsrichter — Wie kniffige Süßgesichter — So Leibeswechter, soldatische — Wie Seelenwächter, dogmatische“ — und sonst alle „mächtigen wie schwächtigen, unheilträchtigen Schergen“. Freimut bewährt der Dichter vor Thron und Kanzel, vor Geldmacht und Staatsgewalt. Freiheit fordert er für das Individuum wie für das Volk, für die Kunst wie für die Wissenschaft; gleiches Recht, aber auch gleiche Pflicht für alle und jeden. Sei, wie klatschend Ernst Ziel in den „Reimgesprächen mit einem Narren“ die Britische schwingt! Wie sicher, doch mit grazioser Schwung er in den „Sprüchen und Mandglossen“ die Pfeile stacheliger Satire versendet!

Was aber vermag der Kampf des Einzelnen? Damit es auf Erden raicher vorwärts gehe, so ruft der Dichter alle auf, die des Geistes Gewissen führen; denn

— wer da steht auf des Gedankens Schanzen,  
dient nicht dem Einzelnen — er dient dem Ganzen.

Befreiung heißt, nicht Wohlthat die Parole  
der Kommenden, der wahren Menschenliebe.  
Daß nur Gerechtigkeit regiert, nicht Gnade,  
Das laßt erschrecken uns mit reinem Triebe!  
Glaubt, stürzen werden dieser Zeit Idole,  
Steht einst der Geist auf geist'ger Barricade.  
Hier Dorn, dort Rosenpfad?  
Hier Sammethand und dort die Hand voll Schwiefen?  
Genießen soll in Ewigkeit, wie heute,  
Nur eine Faustvoll Leute,  
Doch geistig darben sollen all' die Bielen?  
Der Staat, der das vertritt in Kirchenhallen,  
Ist wert, daß endlich seine Pfeiler fallen.

Und daß die Menschheit aufwärts schreitet, einer besseren, freien  
Zukunft entgegen — der Seherblick des verzückten Sängers erschaut  
ihre leuchtenden Gipfel:

Einst wird Vernunft zum Gott erkoren,  
Nur Unvernünftiges heißt schlecht;  
Einst wird nicht Herr noch Knecht geboren —  
Das Vorrecht stirbt; es lebt das Recht;  
Kein Repterträger mehr auf Erden —  
Das Volk nimmt Platz am Königsmahl;  
Zum Hörsaal wird die Kirche werden —  
Am Boden liegt die Mönchsmoral!

Dann wird die Freiheit schlachtenmüde  
Zu Toten betten ihren Schild  
Und siegreich rufen: „Friede, Friede!“  
Hin über Auen und Gefild.  
Schon seh' ich sie — beglückte Zeiten! —  
Das Haupt gehoben, wie ein Held  
Nuhvoll entlang die Ballstatt schreiten  
Und Heil verkünden aller Welt.

Dem Buche ausgewählter Gedichte tritt — das Charakterbild  
Ziels vervollständigend — sein Wächlein „Von heute, Gedanken  
auf der Schwelle des Jahrhunderts“ (Leipzig 1899) zur Seite. Es  
sind Aphorismen, die er „als Niederschläge aus verschiedenen Studien,  
aus äußeren Beobachtungen und inneren Lebenserfahrungen“ zu-  
sammengetragen hat. Aphorismen nur — aber entpflorren einem  
wohlbdisziplinierten scharfen Denkerhirn und einem ebenso schönheits-  
freundigen als wahrmutigen, gefühlreichen Herzen. Aber das Schid-  
sal dieses legerischen Wächleins? O, es sticht ins Fleisch der staats-  
erhaltenden Sippen! Und darum ward es — toteschwiegen. . . .

Indes, noch ist nicht aller Tage Abend. Der Dichter — in  
Cannstatt das Leben eines Emeriten führend — beobachtet doch un-  
ablässig die gegenwärtigen Zustände. Er geht jetzt mit einem  
Wändchen freier Strophen schwanger: oppositionelle Hymnen,  
Satiren, Jubelkriegen usw. So bleibt ihm beschieden, was er sich  
für sein Alter von der Vorsehung erbeten:

Zu der Arena Hallen  
Laß festen Blick's mich gehn durch's Kampfsgebränge!  
Bewahre mir den Sturmschritt jungen Strebens,  
Den Wogenschlag des Lebens  
Und schnelle Tage hallender Gesänge!  
Und was an Lust und Kämpfen mir gegeben,  
Laß mich in flammender Begeißrung leben!

Ernst Krewski.